



Interviews

Datum: 21. September 2022

Christoph Heinemann im Gespräch mit Nikolaus Schneider, ehemaliger EKD-Ratsvorsitzender

Christoph Heinemann: Der Kalender verzeichnet heute den 21. September und ich möchte Sie jetzt nicht erschrecken, aber in zwei Monaten und anderthalb Wochen brennt die erste Kerze des Adventskranzes. Dieser Brauch geht auf den Theologen und Sozialpädagogen Johann-Hinrich Wichern zurück. Bekannt wurde er unter anderem durch eine Rede, die er 1848 während des Kirchentages zu Wittenberg hielt und mit der er am 22. September des Revolutionsjahres die Diakonie neu ausrichtete. Vor 175 Jahren war das; morgen findet dazu ein Festakt statt.

Ulrich Lilie, der Präsident der Diakonie, hat vor der Feier auch auf die Schattenseiten hingewiesen. Er nannte das Versagen der Diakonie während des Nationalsozialismus, vor allem angesichts der sogenannten Patientenmorde. Und nach dem Zweiten Weltkrieg sei dann Heimkindern viel Leid zugefügt worden.

Heute arbeiten in den Diakonischen Werken mehr als eine Million Mitbürgerinnen und Mitbürger, als Angestellte oder ehrenamtlich, fast vollständig finanziert vom Staat.

Wir wollen über die Diakonie und ihre Bedeutung für die Gesellschaft mit Nikolaus Schneider sprechen, dem ehemaligen Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland. Guten Morgen.

Nikolaus Schneider: Schönen guten Morgen, Herr Heinemann.

Heinemann: Herr Schneider, welcher ist der Grundgedanke der Diakonie?

Schneider: Der Grundgedanke ist, dass Liebe und Dienen zusammengebracht werden müssen und dass das Evangelium von der Liebe Gottes auch erfahren werden muss. Menschen müssen es nicht nur hören, sondern Menschen müssen es erleben, dass Gott es gut mit ihnen meint, und die Verkündigung der Kirche muss aus Wort und Tat bestehen.

Heinemann: Welches Menschenbild leitet die Diakonie?

Schneider: Das Menschenbild der Diakonie wird dadurch bestimmt, dass jeder Mensch ein unvergleichliches Abbild Gottes ist, ein Ebenbild Gottes, und dass er dadurch eine Würde

hat, die unverlierbar ist, die wir zu achten haben, und auch seine Rechte haben wir dadurch zu fördern und zu schützen.

Heinemann: Wieso hat die Diakonie in der Nazi-Zeit und in der Zeit der berüchtigten Heimerziehung versagt?

Schneider: Das hat damit zu tun, dass die Diakonie auch immer in der jeweiligen Zeit lebt. Schon in den 20er-Jahren des letzten Jahrhunderts gab es Diskussionen darüber, wie effektiv denn die Sozialhilfe und die Nächstenliebe sein darf und was sie kosten darf und wieviel der Staat dafür ausgeben darf und ob nicht Menschen mit Behinderung den Volkskörper verderben. Solche Debatten gab es und die gab es auch in der Diakonie. Sie war nicht frei davon. Das heißt, Diakonie ist auch immer Teil der Gesellschaft. Von daher gab es ein gemischtes Bild. Es gab das Mitmachen, es gab aber auch durchaus Widerspruch und Widerstand, sowohl im katholischen Bereich, Graf Galen, aber auch Bodelschwingh im evangelischen Bereich hat ja dazu Stellung genommen. Aber es war unterm Strich ein Versagen, das wollen wir nicht schönreden.

Heinemann: Herr Schneider, wie erklären Sie es sich, dass Menschen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den Grundgedanken und das Menschenbild, das Sie in den ersten beiden Antworten beschrieben haben, einfach so ausknipsen konnten?

Schneider: Ich erkläre es mir so, dass unter dem Druck der Verhältnisse Menschen auch eine innere Orientierung und einen inneren Kompass verlieren können - das ist ja ein bekanntes Phänomen, was wir bis in unsere Zeiten kennen – und dem einfach nicht standhalten, aber dass wir auch als Kirchen nicht genügend Kraft aufgebracht haben, um Menschen diese Ziele immer einsichtig zu machen, und geholfen haben, dass sie sich an diesen Zielen ausrichten können.

Heinemann: Schauen wir auf die Lage heute. Wie verändert Diakonie, der Dienst am Menschen diejenigen, die diesen Dienst leisten?

Schneider: Es ist für Menschen, die einen solchen Dienst leisten, sehr häufig eine ganz beglückende Erfahrung zu spüren, dass das, was sie weitergeben, auch auf sie zurückkommt. Es ist eine bereichernde Erfahrung.

Es gibt allerdings auch die Erfahrung des Burnouts, dass Menschen bis an ihre Belastungsgrenzen oder darüber hinaus arbeiten. Auch hier sind wir sehr gefordert, dass wir die Dinge im Maß halten, so dass Menschen weiter ihre Dienste als Segen begreifen, als Segen für andere und Segen für sich.

Heinemann: Inwiefern stabilisiert eine solche soziale Arbeit eine Gesellschaft?

Schneider: Sie ist unverzichtbar für eine Gesellschaft, für den Zusammenhalt einer Gesellschaft, und diese Stabilisierung ist notwendig in jeder Zeit, und das spüren wir auch gerade wieder heute.

Heinemann: Herr Schneider, viele Menschen – Sie bekommen das auch mit – wenden sich gegenwärtig aus Enttäuschung oder Wut oder beidem extremen politischen Einstellungen zu. Was könnten auch diese Menschen, wenn sie es wollten, in einem sozialen Dienst, sei es jetzt angestellt oder ehrenamtlich, lernen?

Schneider: Sie könnten lernen, dass die Menschen, gegen die sich ihr Hass, ihre Wut, ihre Verachtung wendet, dass sie Menschen sind wie sie selber. Die Erfahrung ist ja, dass die, die ganz lautstark und radikal fordern, dass die, wenn sie in eine konkrete Situation kommen und konkreten Menschen begegnen, dass sie sich dann doch anders verhalten, als sie vorher getönt haben. Konkrete Erfahrung verändert den Menschen auch zum Guten hin und insofern wäre es schon gut, wenn es gelänge, gerade Menschen für solche Dinge, für solche Dienste zu gewinnen, die sich so radikal äußern.

Heinemann: Bleiben wir bei dem Begriff. Diakonie bedeutet ja Dienst am Menschen oder, christlich ausgedrückt, Dienst am Nächsten. Welchen Stellenwert hat das Dienen in der Gesellschaft heute in Deutschland?

Schneider: Ich denke, dass das Ansehen des Dienens immer noch groß ist, weil Menschen schon ganz instinktiv wissen, dass sie auf andere angewiesen sind. Wir sind alle aufeinander angewiesen. Das wissen wir, das haben wir mit der Muttermilch eingesogen. Das ist ja die erste Erfahrung, dass wir von anderen auch abhängig sind und dass der Dienst anderer uns gut tut. Die Anerkennung ist da, aber auch in einer Gesellschaft, die zunehmend darauf achtet, dass sie erfolgreich sein müssen, dass sie sich durchsetzen müssen, kann es auch sein, dass das Dienen als ein Hindernis empfunden wird und dass man dann versucht zu sortieren, lässt die einen mal diese Dienste leisten, wir sehen zu, dass wir uns durchsetzen und

gesellschaftlich oder materiell ausgesprochen erfolgreich sind. Darauf muss man achten, dass das zusammenbleibt, dass auch die Eliten genau wissen, dass sie eine Verpflichtung gegenüber der gesamten Gesellschaft haben und deshalb sich auch in den Dienst nehmen lassen, was ja auch passiert - wir haben viele erfolgreiche Menschen, die dann in den Leitungsgremien der Diakonie mitarbeiten -, dass sie sich in den Dienst nehmen lassen durch ihre Arbeit, aber dass sie auch spenden und von ihrem Reichtum abgeben.

Heinemann: Herr Schneider, eine Frage, mit der Sie sicherlich als Ratsvorsitzender der EKD häufig zu tun hatten. Die Diakonie wird fast vollständig vom Staat bezahlt. Wieso sollten Steuerzahlerinnen und Steuerzahler kirchliche Organisationen finanzieren?

Schneider: Ein Eigenanteil ist schon immer noch dabei. Das ist für uns auch gar nicht so gering.

Heinemann: Etwa fünf Prozent.

Schneider: Ja. – Das ist auch nicht so gering. Wenn Sie die absoluten Zahlen sich anschauen, sind das immer noch erhebliche Summen für uns.

Aber warum sollte der Staat das tun? Ich will Ihrer Frage nicht ausweichen. – Weil der Staat ein Interesse daran haben muss, dass diese Dienste von vielen weltanschaulich gebundenen Menschen geleistet werden. Das tut der Gesellschaft gut. Das ist nicht nur Diakonie und Caritas; das ist auch die AWO, das sind die Paritätler, das sind viele andere. Der Staat hat dieses Subsidiaritätsprinzip. Das heißt, er finanziert das, ohne es steuern zu wollen, weil er weiß, die Selbsttätigkeit der Gesellschaft, die Selbstorganisation der Gesellschaft wird dadurch gefördert. Wenn der Staat den Anspruch erhebt, auf die Seelen der Menschen durchzugreifen zu wollen und alles bestimmen zu wollen, dann reden wir von einem totalitären Staat, vom totalen Anspruch, und das wollen wir nicht.

Heinemann: Inwiefern wäre denn eine nichtkirchliche, eine staatliche Diakonie eine andere?

Schneider: Sie wäre insofern anders, als der Staat ein ganz anderer Machtfaktor darstellt, der dann in der Versuchung steht, die Diakonie zu nutzen, um Menschen dann auch durch Liebestätigkeit zu unterdrücken und vollständig in Beschlag zu nehmen. Ich meine, in der Nazi-Zeit hat man solche Erfahrungen ja auch gemacht.

Heinemann: Was hat sich seit 1848 verändert und was nicht?

Schneider: Es hat sich verändert, dass die Diakonie sehr viel professioneller geworden ist. Die Erkenntnisse der Sozialwissenschaften haben Einzug gehalten. Insofern ist die Qualität der Arbeit enorm gesteigert worden. Der Organisationsgrad ist sehr viel stärker geworden, aus der Erkenntnis heraus nicht nur die zufällige Einzelhilfe in den Gemeinden, sondern die organisierte Hilfe entfaltet eine ganz andere Kraft.

Gleich geblieben ist der Grundgedanke, dass Liebe und Dienst beim Menschen ankommen müssen und dass die Wohltat des Evangeliums erfahrbar werden muss.

Äußerungen unserer Gesprächspartner geben deren eigene Auffassungen wieder. Der Deutschlandfunk macht sich Äußerungen seiner Gesprächspartner in Interviews und Diskussionen nicht zu eigen.